



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

J., K.: Von Zölibat, Brevier, Meßstipendien und Klosterwesen : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Don Zölibat, Brevier, Meßstipendien und Klosterwesen

(Schluß)



er Zwangszölibat ist nicht das einzige Übel, woran der katholische Geistliche leidet. Es gibt Übelstände, von denen sich die Geistlichen aller Konfessionen bedrückt fühlen, und schon mancher wackre evangelische Geistliche hat den geistlichen Beruf an sich als das Grundübel beseufzt, hat es schrecklich gefunden, daß er aus der Religion, dem Allerinnerlichsten, Allersubjektivsten seinen Lebensberuf, oder um es groß auszudrücken, aus der Frömmigkeit ein Handwerk machen soll. Natürlich kommt der Widerspruch, der darin liegt, dem Theologen erst in den reifern Jahren zum Bewußtsein, nachdem der erste Eifer verfliegen ist. Die charitativen, sozialpolitischen, bürokratischen und Verwaltungsarbeiten, mit denen unsre Zeit das Pfarramt ausstattet, drängen ja das eigentlich Religiöse in den Hintergrund und machen dadurch den geistlichen Beruf erträglich, aber doch gebietet die Vernunft, als Ziel der kirchlichen Entwicklung den Zustand der urchristlichen Gemeinden ins Auge zu fassen, den die reformierte Konfession wiederherzustellen versucht hat — mit welchem Erfolg, vermag ich nicht zu beurteilen. Die Gemeinden würden dann keine Priester mehr haben, auch keinen geistlichen Stand in dem abgeschwächten lutherischen Sinne, sondern nur aus den ältern Gemeindegliedern gewählte Vorsteher, die das Gemeindevermögen zu verwalten, die Wohltätigkeitsveranstaltungen zu leiten und die Kirchenzucht zu üben hätten, und Religionslehrer. Belehrende Vorträge bei den Sonntagsversammlungen könnten von den geistig bedeutendern Gemeindegliedern abwechselnd gehalten werden, und ebenso könnten die stimmbegabten und sonst dazu befähigten Gemeindeglieder in der Liturgie abwechselnd als Protagonisten fungieren. Die katholisch gewöhnten Gemeinden dürften ihren Kirchenschmuck und die dramatisch reich ausgestaltete Form ihrer Liturgie behalten, nur würden sich natürlich die bürgerlichen Liturgen nicht in papageisfarbne oder goldstrotzende Gewänder von unmöglichem Schnitt hüllen.

Bis dahin ist's noch weit, und wie gesagt, nicht einmal die Abschaffung des Zwangszölibats steht bald in Aussicht. Aber zwei andre Mißstände, die den gewissenhaften katholischen Geistlichen beschweren, und von denen der eine ein Urgernis für alle denkenden und nicht ganz rohen Menschen sein muß, könnten jetzt gleich beseitigt werden. Der eine ist die Verpflichtung zum Breviergebet. In der enthusiastischen Zeit des Christentums, da Tausende in die Eiden eilten, sei es, um der Verfolgung und den Lastern der Großstadt zu entfliehen, sei es in einer der heute so verbreiteten ähnlichen Stimmung, aus Sehnsucht nach Erholung vom Weltlärm und nach friedlichem Naturgenuß, in

jener Zeit war in den Mönchen und Eremiten auch der Betgeist des Psalmisten lebendig, und sie pflegten die Zeit mit einsamem Lesen oder gemeinsamem Rezitieren der Psalmen zu kürzen. Gemeinsames Rezitieren wird unwillkürlich zum Gesang, und so entstand die christliche Musik. Begeisterte Fromme dichteten Hymnen, und die aus Hymnen und Psalmen gemischte Andachtsübung drang hie und da auch ins Volk. Augustinus erzählt in den Konfessionen von seinem Mailänder Aufenthalt: Als des unmündigen Valentinians Mutter Justina, die Arianerin war, das Leben des Ambrosius bedrohte, da blieb das Volk Tag und Nacht in der Kirche, den geliebten Bischof zu schützen oder, wenn nötig, mit ihm zu sterben. Ambrosius aber ließ „nach der Sitte der Orientalen“ Hymnen und Psalmen anstimmen, damit die Versammelten nicht an Langerweile litten, und seitdem blieb dieser Psalmengesang ein Bestandteil des Gottesdienstes. Doch scheint das Psallieren als Volksandacht nicht über Mailand hinausgedrungen zu sein. Aber um dieselbe Zeit verbreitete sich das orientalische Mönchswesen und damit der klösterliche Psalmengesang im Abendlande. Der aus persönlichem Enthusiasmus hervorgegangne Brauch wurde Gesetz. Das Herzensgebet wurde in einen äußerlichen Dienst verwandelt, und weil nach Mahnungen des Apostels Paulus das ganze Leben des Christen Gebet sein soll, äußerlich gefaßt aber diese Vorschrift nicht buchstäblich durchgeführt werden kann, so wollte man wenigstens jede Stunde oder jede Tageszeit durch Gebet weihen, blieb schließlich an der den Juden heiligen Zahl sieben haften (Psalm 119, 164) und gliederte den Psalter in sieben Horen oder Stundengebete, die heute gewöhnlich in drei Gruppen zusammengefaßt und zu drei verschiednen Zeiten, des Morgens, am Nachmittage und des Abends verrichtet werden. In vielen Klöstern wird der Schlaf unterbrochen und das „Matutinum“ nach altem Brauch um Mitternacht gebetet. Im Laufe der Zeit wurde das Psalterium mit Lektionen aus andern Teilen der Heiligen Schrift, mit Orationen und Hymnen, mit Antiphonen, Versikeln und Responsorien (kleine Teile, die ebenfalls der Bibel entnommen sind), endlich mit Heiligenbiographien meist legendarer Art und Homilien (Evangelienklärungen von Kirchenvätern) bereichert und zu einem kunstvollen Ganzen ausgestaltet, dessen einzelne Teile auch heute noch erbaulich wirken, wenn sie in einer Dom- oder Klosterkirche entweder mit würdiger Pracht und schöner Musik dramatisch aufgeführt, oder wenn ihre Psalmen von einem starken Männerchor in der erhabenen schlichten gregorianischen Melodie gesungen werden. Aus den Klöstern ging das „kanonische“ Stundengebet in die Kollegien der Kanoniker an den Dom- und Kollegiatstiften über, von da aus wurde es unter der Pfarrgeistlichkeit verbreitet und zuletzt allen Klerikern von den Subdiakonen aufwärts als tägliche Pflicht auferlegt.

In der ersten Hälfte des Mittelalters, vielleicht auch noch in der zweiten bis zur Verbreitung der Buchdruckerkunst mag diese Verpflichtung sehr heilsam gewirkt haben, denn bei der Seltenheit und Kostspieligkeit der Bücher waren für die meisten Seelsorgegeistlichen die liturgischen, für deren Beschaffung doch von der Obrigkeit gesorgt werden mußte, die einzigen, die sie in die Hände bekamen, und das Brevier ist an geistiger Nahrung immerhin noch etwas reicher als das Messbuch und die Agende. Darin nun haben sich die Zeiten gründlich

geändert. Dem Geistlichen steht, wie jedem andern gebildeten Manne, soviel geistige Nahrung zur Verfügung, daß er sie nicht zu bewältigen vermag, und daß die Zeit, die er aufs Brevier verwenden muß, viel nützlicher angewandt werden kann. Unter den heutigen Verhältnissen ist das Brevier nicht bloß ein überflüssiges, sondern ein schlechtes Erbauungs- und Belehrungsmittel. Sein Hauptbestandteil ist der Psalter, und zwar der Psalter in einer sehr mangelhaften, stellenweise sinnlosen lateinischen Übersetzung. Nun hat das richtige Psalmenwort zur richtigen Zeit eine große Wirkung, und wer den Psalter kennt, der wird ihn hie und da aufschlagen, um einige, der augenblicklichen Stimmung gemäße Verse herauszufinden. Aber ein Duzend Psalmen, die ein anderer ausgewählt und zusammengestellt hat, alle Tage herzusagen, ja alle Tage einen und denselben, zwar wunderbar schönen aber 176 Verse langen Psalm, den 119., herzusagen, fühlt sich kein heutiger Mensch aufgelegt, und der Zwang zu dieser Fron verleidet dem Fröner das Buch, aus dem er, wenn er es nur nach Bedarf und Herzensdrang benutzen dürfte, Erleuchtung, Trost und Stärkung schöpfen würde. Die übrigen Schriftteile kommen durch die Zerstückelung um alle Wirkung, und da bei weitem nicht die ganze Bibel ins Brevier aufgenommen ist, so lernen katholische Geistliche, die nicht neben diesem auch noch jene lesen, die Heilige Schrift gar nicht kennen. Denn man kennt sie nur dann, wenn man sie vollständig kennt. Und gerade die am meisten charakteristischen und für den Geist der Offenbarung, namentlich der neutestamentlichen, entscheidenden Abschnitte wie das dreiundzwanzigste Kapitel des Matthäusevangeliums,*) lernt ein solcher nicht kennen, denn was der Hierarchie wider den Strich geht, hat sie natürlich vom Brevier ausgeschlossen. Die Homilien sind unbedeutend; sie enthalten bei weitem nicht das Beste, was man der patristischen Literatur hätte entnehmen können, und die neuere Literatur bietet mehr wertvolles als die ganze Patristik. Die Heiligengeschichten des zweiten Nocturn endlich (das Matutinum besteht aus drei Nocturnen) sind zu einem großen Teil mehr anstößig als erbaulich.

Ist es so an sich schon eine ungehörige Zumutung, daß der Geistliche täglich um dieser Fron willen eine Stunde entweder wichtigeren Geschäften und nützlichen Studien oder seiner Erholung entziehen soll, so wird diese Fron zudem vielfach geradezu ein Schaden für ihn. Die heutige Mannigfaltigkeit und Raschheit des Lebens beschleunigt im einzelnen Menschen den Gedankenablauf, und es geht einem regen Geiste über die Kraft, seine Gedanken bei einer größtenteils uninteressanten Gebetslektüre an den Worten, die er liest, festzuhalten. Die Gedanken schweifen ab, aus dem Gebet wird ein mechanisches, bewußtloses Herunterhaspeln, und wie das bei erzwungenen, die Aufmerksamkeit nicht fesselnden Tätigkeiten der Fall zu sein pflegt, die abschweifenden Gedanken geraten öfter auf gefährliche und schädliche als auf nützliche und edle Gegen-

*) Diese gewaltige Straßpredigt enthält die entschiedenste Verurteilung der Hierarchie, des priesterlichen Sühnewesens und aller Zeremonialgesetze. Um dem richtigen Verständnis einigermaßen vorzubeugen, hat Altoli in seiner deutschen Bibel die pfiffige Überschrift darüber gesetzt: „Christus ermahnt zum Gehorsam gegen die Vorsteher. Ehrsucht, Eigennützigkeit und Heisnerei der Pharisäer.“

stände. Die vergewaltigte Natur rächt sich dadurch, daß sie der durch Zwang zur Frömmigkeit gepeinigten Seele Bilder der Lust vorgaukelt. So fühlt der gezwungne Beter sein Gewissen doppelt beschwert: durch schlechte Erfüllung einer Pflicht und durch positive Versündigung; und während ihn eine auf nützliche Arbeit verwandte Stunde sittlich gestärkt, geistig bereichert und erfrischt haben würde, geht er aus der überstandnen Erbauungsmarter geschwächt, verwirrt und durch Beschämung niedergedrückt hervor.

In Rom beschäftigt sich eine Kommission mit der Verbesserung des Breviers. Hoffentlich wird sie es kürzen, die schlechte Psalmenübersetzung durch eine gute, die nichtssagenden Homilien durch gehaltvollere ersetzen und die entweder läppischen oder fabelhaften oder sonst anstößigen Heiligengeschichten streichen, vor allem die auf das Fest Ferdinands des Dritten von Kastilien, in der (in den *Officia propria* der Breslauer Diözese) die „königlichen Tugenden“ dieses Monarchen gepriesen werden, *prae ceteris catholicae fidei zelus, ejusque religiosi cultus tuendi ac propagandi ardens studium. Id praestitit inprimis haereticos insectando, quos nullibi regnorum suorum consistere passus, propriis ipse manibus ligna comburendis damnatis ad rogam advehebat.* Aber das genügt nicht; die Verrichtung des Gebets muß den Priestern freigestellt werden. Wenn sie es freiwillig manchmal, besonders beim Übergang aus einem Abschnitt des Kirchenjahrs in den andern, verrichten, wird es Vertiefung in das kirchliche Mysterium und eine nützliche Wiederbelebung des altkirchlichen Geistes in ihnen wirken. Auch die feierliche Psalmodie an Festtagen und Vigilien in großen, mit einer zahlreichen Geistlichkeit ausgestatteten Kirchen mag als eine erbauliche und erhebende Volksandacht bestehen bleiben. Wenn man die Notwendigkeit des Breviergebets damit zu begründen versucht, daß der Geistliche an Stelle solcher beten müsse, die zur Erfüllung der Gebetspflicht keine Zeit haben, so beruht das auf der kindlichen aber irrigen Vorstellung, daß das Menschengeschlecht Gott einen Hofdienst zu leisten habe, der in solidum verpflichtete, sodaß der von den einen unterlassene Teil von den andern übernommen werden könne und müsse. Gott braucht unsre Gebete so wenig wie unsre Opfer; wer betet, der tut es zum Nutzen seiner eignen Seele.

Viel schlimmer als die Gebetsron ist das Messstipendienunwesen. Die Lehre vom Messopfer ist ein unschätzbares Gut für — spitzfindige Theologenköpfe. Werden diese doch bis zum Weltende Arbeit genug haben, den Leuten klar zu machen, wie das Messopfer weder eine bloße sinnbildliche Darstellung des Kreuzesopfers noch ein neues Opfer, ein besonderes Opfer für sich, sondern die unblutige Erneuerung des Kreuzesopfers sein könne. Außerdem haben sie zu ermitteln gehabt, was denn nun die einzelne Messe wirkt, die kein besonderes Opfer und doch wieder ein besonderes Opfer ist. Und sie haben eine vierfache Frucht herausgedistelt: der *fructus generalissimus* fließt in den *thesaurus ecclesiae*, kommt allen Gläubigen zugute; den *fructus generalis* gewinnen die der Messe bewohnenden (an dem Leben derer, die täglich in die Messe laufen, merkt man blutwenig von dieser Frucht); der *fructus specialis* interessiert uns hier besonders, und der *fructus specialissimus* fällt dem zelebrierenden Geistlichen zu. Den *fructus specialis* bezieht nämlich die Person, der ihn der

Geistliche durch seine Intention zuwenden will, indem er in seinem Innern spricht: Ich feire heute die Messe für den N. N., entweder zu seinem Nutzen im allgemeinen, oder damit der Wunsch, den er hegt, und dessen Erfüllung er durch diese Messe fördern will, erfüllt werde. Es hat sich nun die Praxis gebildet, daß die Gläubigen von Zeit zu Zeit eine oder mehrere Messen bestellen, die auf ihre Intention gelesen werden sollen; sehr häufig ist die Absicht, es solle das Leiden eines verstorbenen Angehörigen im Reinigungsort abgekürzt werden, und zahllos sind die Stiftungen von Kapitalien, aus deren Zinsen Messen bezahlt werden, die für die Seele des Stifters oder seiner Angehörigen gelesen werden müssen.

Das ist nun einfach skandalös. Gerade wenn man an die katholische Lehre vom Messopfer glaubt, ist es Simonie, d. h. Kaufen und Verkaufen eines geistlichen Gutes. Die Theologen bestreiten das. Sie sagen, das Messstipendium sei nicht Bezahlung des Messopfers, sondern ein Almosen, ein freiwilliger Beitrag zum Lebensunterhalt des Priesters, dem nur die Bitte beigefügt werde, für den Spender eine Messe zu lesen. Das ist Jesuitismus im gewöhnlichen, also schlechten Sinne des Wortes. Dieselben Theologen sagen, der Priester gehe mit dem Bezahlen des Stipendiums ein *pactum onerosum* ein, *quod sub peccato, titulo justitiae servari debet* (Gury); d. h. also: der eine zahlt die ortsübliche Mark (vor fünfzig Jahren waren es in Schlessien sechs Silbergroschen), und der andre ist verpflichtet, ihm dafür den *fructus specialis* einer Messe zuzuwenden. Wenn das kein Kaufvertrag ist, dann gibts überhaupt keine Kaufverträge. Die schlimmen Wirkungen, die sich daraus ergeben, treten übrigens ganz unabhängig von dogmatischen Voraussetzungen ein. Die Messstipendien sind für unzählige Priester ein unentbehrlicher Bestandteil ihres kleinen Einkommens. Das hat zur Folge, daß sie täglich die Messe lesen, täglich sie lesen müssen. Damit ist der letzte Faden zerschnitten, der die heutige römische Messe mit der ursprünglichen eucharistischen Feier verband: aus dem sonntäglichen Gemeindegottesdienst ist einerseits ein Zaubermittel, andererseits — bei Geistlichen, die sich einen Rest echter Frömmigkeit gewahrt haben — eine Privatandacht geworden. In großen Kirchen, die viele Altäre haben, werden zu derselben Zeit von mehreren Geistlichen Messen gelesen, und der Geistliche liest auch dann Messe, wenn außer dem Ministranten kein Mensch in der Kirche ist. Mit dieser Gestaltung der Messe erreicht die heidnische Auffassung der Kult-handlungen ihren Gipfel. Wie sie sittlich wirkt, will ich mit zwei Anekdoten beleuchten, die ich wohl schon einmal erzählt haben mag. Mit einem streng katholischen Arzte sprach ich über die Frömmigkeit der Bewohner von H—dorf; sie waren die eifrigsten Kirchengänger und bezahlten unglaublich viel Messen. Aber, sagte der achtzigjährige Mann, der sie aus fünfzigjähriger Praxis kannte, einen armen Kranken lassen sie auf der Schwelle ihres Hauses umkommen, ohne eine Hand zu rühren. Der Sammler der Barmherzigen Brüder klagte einmal über die schlechten Geschäfte, die er in demselben Dorfe mache. Darüber sprach ich meine Verwunderung aus; kürzlich habe ein Trappistenammler (er war, wie sich später herausstellte, ein Schwindler gewesen) einen großen Sack voll Taler von dort mitgebracht. Ja, sagte der Barmherzige, der hat ihnen

versprochen, daß für sie und ihre verstorbenen Verwandten bis zum jüngsten Tage Messen gelesen werden würden. Und nun denke man sich den Seelenzustand eines Geistlichen, der täglich Messe liest und sich sagen muß: Ich tue es nicht aus Frömmigkeit, auch nicht, weil ich zur Abhaltung eines Gottesdienstes verpflichtet wäre, sondern weil ich die sechzig Pfennige täglich oder die Mark nicht entbehren kann! Vielleicht ist er in den Zustand geraten, den ich im vorigen Aufsatz angedeutet habe, und muß nun täglich ein Sakrilegium begehen — um einiger Nickel willen!

Die Messe sollte, wenn auch an eine vollständige Umwälzung der dogmatischen Anschauungen vorläufig nicht zu denken ist, wenigstens wieder Gemeindegottesdienst werden; zugleich mit dem Geistlichen, der diesen abhält, und ohne Publikum darf keine Messe gelesen werden. Wünscht ein Teil der Gemeinde, daß an Wochentagen ein Morgengottesdienst abgehalten werde, und soll dieser die Form einer Messe haben, so mag es geschehen (für Gymnasiasten ist ein kurzes Gebet mit einem Lied in der Klasse oder in der Aula zweckmäßiger), aber der Geistliche, der sie abhält, soll dafür besoldet werden, und zwar so, daß er keiner Bettelei bedarf, nicht für jede einzelne Messe ein „Almosen“ annehmen muß. Daß die täglichen Messen zusammen mit andern Verrichtungen, die besser unterblieben, eine übergroße Zahl von Geistlichen fordern, von denen viele nicht voll und manche so gut wie gar nicht beschäftigt sind, davon wird noch die Rede sein.

Wenden wir uns noch einmal zum Zölibat zurück! Wenn ideal gestimmte, tief religiöse, von Nächstenliebe brennende Seelen eine große Lebensaufgabe ins Auge fassen, für deren Erfüllung Familienbande ein Hindernis sein würden, dann ist er, haben wir gesehen, berechtigt. Da aber große Aufgaben gewöhnlich nur in Gemeinschaft, von einer Genossenschaft gelöst werden können, so ist damit zugleich das Kloster gegeben. Die Leser wissen, daß es nicht so entstanden ist, sondern aus der Flucht vor der sündhaften Welt und vor Verfolgung. Sie wissen aber auch, daß sich später im Abendlande die großen Aufgaben gefunden und einem Sonderlingsleben von zweifelhafter Berechtigung die volle Berechtigung verliehen haben. Im städtelosen Norden, besonders in Germanien, sind vom siebenten bis zum elften Jahrhundert neben einigen bildungshungrigen Fürstenhöfen Klostermauern die einzigen Stätten gewesen, wo geistiges Leben gepflegt, das Erbe der alten Kultur erhalten, der Keim einer neuen gezeugt werden konnte. Und vom zwölften bis zum vierzehnten Jahrhundert haben Zisterzienser und geistliche Ritterorden den slawischen Osten germanisiert oder wenigstens als Pioniere der Germanisation gewirkt. Mit der Stiftung neuer Lehr- und Krankenpflegerorden hat sich dann das Klosterwesen den Bedürfnissen der neuern Zeit angepaßt, und da die neueste Zeit wieder Missionare braucht — als Pioniere für Kaufleute und Soldaten in der schwarzen und in der gelben Welt —, so sind ihr Klosterbrüder und Schwestern nicht weniger willkommen als verheiratete evangelische Missionare (unter den englischen gibt es auch klösterlich organisierte unverheiratete). Dem Gewissen der Ordensleute bleibt es überlassen, ihre religiösen Absichten mit den nichts weniger als religiösen der Politiker und der Händler in Einklang zu bringen, und die

Klugheit der selbstfüchtigen Weltmenschen mag zusehen, wie viel oder wie wenig ihr der Mißbrauch der Religion für ihre Zwecke nützt. Jedenfalls haben sich die Mönche und die Nonnen zwei Positionen in der modernen Welt erobert, die ihnen niemand streitig machen kann: die Krankenpflege und die Heidenmission. An der Krankenpflege hängen als Dependenz die Waisenpflege, die Idiotenpflege, die Rettung gefallener Mädchen, die Leitung von Anstalten für Arbeitslose, die zu einem großen Teil leitungsbedürftige „Minderwertige“ sind.

Andere Zweige früherer Ordensstätigkeit sind freilich eingegangen. Die Kultur hat sich säkularisiert. Für landwirtschaftliche Musterbetriebe, für Kunst und Kunsthandwerk, für den Betrieb der Wissenschaften, für den Jugendunterricht bedürfen wir keiner Ordensleute mehr. In den Schulen sind sie nicht allein überflüssig, sondern sie wirken durch ihre Einseitigkeit schädlich. Wenn die Franzosen einige Jahrzehnte hindurch die Hälfte ihrer Kinder von Ordensleuten haben unterrichten lassen, so ist das geschehen, weil die knauserigen Gemeinden dabei am wohlfeilsten weglamen. Die Predigerorden: Dominikaner und Franziskaner, sind nicht mehr notwendig, weil heute die Pfarrgeistlichen predigen. Freilich wird behauptet, man bedürfe ihrer zur Aushilfe in der Seelsorge, es wird jedoch bei einer andern Gelegenheit zu untersuchen sein, ob nicht in dieser sogenannten Seelsorge des Guten zu viel getan wird. Und in Beziehung auf die Orden, deren Fortbestand nicht angefochten werden soll, wird die katholische Kirche in einigen Stücken den Einsichten und den Anschauungen der Gegenwart Rechnung tragen müssen.

Zunächst muß die Lehre fallen, daß die Beobachtung der „drei evangelischen Räte“ Gott besonders wohlgefällig und darum verdienstlich sei. Gott wohlgefällig ist eine Gesinnung, die zu Opfern für edle Zwecke befähigt; in welcher Form diese Gesinnung betätigt wird, darauf kommt nichts an; von Ordensregeln und einer Uniform, die ja sehr praktisch und unter Umständen so notwendig sein können wie die Soldatenuiform, das Exerzierreglement und die Kaserne, hängt die ethische Qualität nicht ab. Und was die Verdienstlichkeit betrifft — Gottes Weltregierung ist keine Rechenstube. Am entschiedensten muß der Glaube zurückgewiesen werden, daß diese Verdienstlichkeit den höchsten Grad erreiche, wenn das Opfer gebracht wird in Form der drei auf Lebenszeit bindenden Gelübde. Diese Gelübde sind sündhaft, denn kein Mensch weiß, ob er nach den Wandlungen, die er selbst, das Ordensinstitut und die Welt im Laufe der Zeit erleiden müssen, sein Gelübde noch wird halten können. Doppelt sündhaft ist es, unerfahrene junge Leute für solche lebenslängliche Bindung einzufangen. Vorzugsweise gilt das von den alten Orden, die, nachdem ihnen die moderne Zeit ihre Aufgaben abgenommen hat, ihr Vermögen behalten haben, deren Mitglieder also nun Stiftsherren, reiche Pfründner sind, und von den beschaulichen Orden. Einige Benediktinerstifte unterhalten ja Lehranstalten, andere pflegen die Wissenschaften und die Künste. Aber die Reste der geistlichen Lehranstalten wird die Zeitströmung vollends beseitigen, und sich durch drei Gelübde verpflichten, um das müßige Pfründnerleben zu führen, das der Fürstabt in Zimmermanns Einsamkeit so zynisch charakterisiert, das hat wirklich keinen Sinn. Man sollte diese alten reichen Stifte in Versorgungs-

anstalten für ältere verdiente Gelehrte umwandeln, die ledig bleiben wollen, oder die zufälligerweise ledig geblieben oder Wittver sind, und die keine Anstellung im Staatsdienst erlangt haben oder sich für die, die sie haben, zum Beispiel als Gymnasiallehrer, nicht recht eignen. Die Einkünfte jener Anstalten würden hinreichen, sie mit allen wissenschaftlichen Hilfsmitteln auszustatten. Klöster von rein beschaulichen Orden mag es nicht mehr viele geben, die wenigen aber, die es noch gibt, sind vom Übel. Die jungen Leute, die dort eintreten, tun es, um sich durch Kasteiungen den Himmel zu verdienen, aber sie erfahren bald, daß es keinen ungeeigneteren Weg zum Himmel gibt, als den sie gewählt haben. Gott suchten sie, und den Teufel finden sie. Die falsche Mönchpsychologie hat die sinnlichen Reizungen und die sich ihnen zugesellenden Phantasien — natürliche Wirkungen des von Gott geordneten physisch-psychischen Lebensprozesses — für Wirkungen des Teufels und für Teufelerscheinungen erklärt, und wie arg dieser vermeintliche Teufel die armen heiligen Einsiedler und Mönche geplagt hat, ist aus den erbaulichen Geschichten der asketischen Literatur und aus den weniger erbaulichen der lustigen Spötter hinreichend bekannt. Die gescheitesten unter den Vätern, wie Hieronymus, haben wenigstens so viel richtige Psychologie im Leibe gehabt, daß sie erkannten, „der Teufel“ könne durch Arbeit fern gehalten werden, und haben darum gefordert, daß die Mönche die Zeit, die vom gemeinsamen Psalmengebet übrig blieb, und die machte doch den größten Teil des Tages aus, entweder mit Handarbeit oder mit Bücherabschreiben und Studium ausgefüllt werde. Die sogenannten beschaulichen Orden haben sich aber noch nicht einmal bis zu dieser schon vor sechzehnhundert Jahren erreichten Stufe psychologischer Erkenntnis aufgeschwungen. In einer Sammlung mönchischer Legenden wird erzählt, ein Abt habe einem von heftigen Versuchungen geplagten jungen Mönche einen Kameraden beigegeben, der ihn beständig ärgern und plagen mußte und ihm keine Ruhe lassen durfte. Als nun der Abt nach einiger Zeit den Bögling fragte, wie es jetzt mit ihm stehe, antwortete dieser: *vivere non licet, et fornicari libeat?* Dem heute im Kampfe ums Dasein ringenden braucht ein besondrer Beyator nicht bestellt zu werden. Kein gesunder Mensch ist imstande, mit seinen Gedanken dabei zu bleiben, wenn er Tag für Tag nichts tun soll als beten und fromme Betrachtungen anstellen; dieses vermeintliche Alleinsein mit Gott ist gefährlicher und verderblicher als ein wüstes Trinkgelage. Ältere Männer mögen dabei zu einem erträglichen Zustande gelangen, wenn ihr Gemüt so ausgetrocknet und verodet ist, daß sie weder Affekte noch Phantasien mehr haben, und daß die liturgischen Fragen und verschrobnen *casus conscientiae*, die das ausmachen, was sie ihr Studium nennen, ihnen wichtig erscheinen. So weit sie Seelsorge treiben, das heißt Beichte hören und predigen, wirken sie schädlich, denn sie leiten die Gewissen nach der auf einer falschen Psychologie, auf Unempfindlichkeit gegen die Familien- und Humanitätspflichten und auf der Überschätzung vermeintlicher kirchlicher Pflichten beruhenden Mönchsmoral und verbreiten den Aberglauben der Mönchslegenden, die ihre Vektüre ausmachen.

Der Staat sollte diese Klöster aufheben, wo sie noch bestehn, und in nützliche Institute verwandeln; wollten sich die jetzt vorhandenen Mönche der nütz-

lichen Tätigkeit dieser Institute widmen, so dürften sie darin bleiben. Überhaupt liegt selbstverständlich dem Staate die Pflicht ob, die Klöster zu überwachen, etwaigen Ausschreitungen entgegenzutreten und durch Handhabung des Konzeptionsrechts der Ausbreitung des Klosterwesens Grenzen zu ziehen. Denn bei übermäßiger Ausbreitung schadet einerseits die Anhäufung von Kapitalien und Grundbesitz in der Toten Hand, andererseits der schwärmerische und fanatische Geist, dem die Mönche und die Nonnen leicht verfallen, und der ansteckend wirkt. Und mit vernünftiger Einschränkung wird den Orden selbst und mittelbar der Kirche ein großer Dienst erwiesen. Denn bei übermäßiger Ausdehnung wiederholt sich immer wieder der altbekannte Prozeß. Die von den Mönchen gepflegte Bigotterie lockt den Gläubigen viel Geld aus der Tasche, die Klöster werden reich, das Ordensleben wird eine Versorgung, die Frömmigkeit ein einträgliches und darum verlockendes Handwerk, und die Entbehrungen, die es fordert, nimmt man hin in dem Gedanken, daß eben jeder Stand seine Last und Plage hat. Und werden die Orden erst mächtig, dann können sich ihre Mitglieder das Joch leicht machen, und von Plage ist keine Rede mehr.

Die evangelische Kirche hat sich der katholischen seit einiger Zeit in mehreren Stücken angenähert, unter anderem durch das Institut der Diakonissen und der Diakonen. Jetzt ist die Reihe an der katholischen, einen Schritt entgegen zu tun und die lebenslänglichen Gelübde preiszugeben. Unter den Tatsachen, die sie zu Reformen geneigter zu machen geeignet sind, dürfte nach einigen Jahrzehnten die Verschiebung des Zahlenverhältnisses zwischen ihren Bekennern und denen der andern Konfessionen den Ausschlag geben. Dank der größern Fruchtbarkeit der Deutschen, der Angelsachsen und der meistens griechisch-katholischen Slaven werden die evangelische und die orientalische Kirche, jede einzeln, mit ihrer Seelenzahl die römische Kirche bald eingeholt haben, die damit den Anspruch auf den Namen Weltkirche oder katholische Kirche kat exochen verliert.

K. J.



Die Ästhetik als Norm der Menschenwürdigung

Von Eduard König in Bonn



en Herrschaftsbereich des ästhetischen Maßstabes hauptsächlich gegenüber dem der ethischen Norm in der Kulturgeschichte zu beobachten, hat mir schon jahrelang als ein anziehendes und wichtiges Thema vorgeschwebt. So will ich es denn jetzt wenigstens in bezug auf solche Literaturgebiete tun, deren Studium mir am nächsten liegt. Vielleicht findet sich später Gelegenheit, denselben Gedanken auf einem andern Literaturgebiet zu verfolgen. Die richtige, das heißt die vergleichende und geschichtliche Lösung eines Problems kann ja überhaupt nur dann auf solide Weise unternommen werden, wenn die einzelnen zu vergleichenden Gebiete erst für sich selbst von dem fraglichen Standpunkt aus durchforscht worden sind.